



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bilder aus Italien. 1. : Bettler und Mönche.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bilder aus Italien.

1.

## Bettler und Mönche.

Callot pflegte ungern ein Bild zu malen, das er nicht mit einem Erhängten oder doch mit einem Galgen oder wenigstens mit einem Bettelmann ausstatten konnte. Auf die beiden ersten Motive wird der italienische Maler heut verzichten; der Bettelmann ist ihm geblieben und er darf ihn, ohne unwahr zu sein, in italienischer Natur unterbringen wo er immer will. Dieses Genre malerischer Staffage gewinnt an Bedeutung, wenn man die Proteusnatur seiner Erscheinung beachtet. Es gibt in Italien wenig Stände, die sich nicht auf irgend eine Art dem großen Bunde gefellt fühlen, der im Mittelalter in den Dominicaner-, Franciscaner-, Carmeliter- und Augustinerbettelorden die katholische Weihe empfing. Durch das tägliche Beispiel dieser heiligen Bruderschaften wird der modernen Strömung, die so manchen bequemen Bettelmann schon von seinem Sitze fortrif und ins Arbeits- oder Besserungshaus schwemmt, ein Damm gesetzt. So fühlt sich denn der Bettler an St. Peters Pforten noch heutiges Tages nicht nur glücklicher „als wir in unserm Norden;“ er hat auch das wohlthuende Bewußtsein, auf keinem durchlöchernten Rechtsboden zu sitzen. Erst jenseit der Alpen ist Jean Pauls Ausspruch eine Art Wahrheit: Wenn man nichts weiter verlange als sorgenfrei zu leben und ein hohes Alter zu erreichen, so müsse man sich der Bettelkunst anschließen.

Das berühmteste dieser glücklichen Kinder Italiens, bei dessen Nennung eine Menge Blicke sich mit Sehnsucht nach der Piazza di Spagna zurückwenden werden, ist Pepe. Wo die dames du sacré coeur ihre Aves singen, wenige Schritte nur von ihrem Kloster und ihrer Kirche entfernt, auf einem der höchsten Absätze der spanischen Treppe hat Pepe seinen Thron. Sein Blick schweift über das graue Häusermeer der ewigen Stadt nach der Kuppel des heiligen Thüerschließers hinüber, ruht sinnend auf der Rotonda des M. Agrippa, auf dem „allen Göttern“ geweihten Pantheon, streift ehrfurchtsvoll die Säule des Kaisers Trajan. In der That, Pepe hat sich den günstigsten Platz in ganz Rom erobert und würde selbst mit dem heiligen Vater schwerlich tauschen. Während dieser alljährlich drei Monate auf der Flucht vor der Aria cattiva begriffen ist und die übrigen neun Monate in der schon zu Tacitus Zeiten gemiedenen Tibernähe, im Vatican, zubringen muß, läßt Pepe fröhlich die kühle Tramontana oder den frischen Ponente auf dem gesündesten Punkte Roms, auf dem Monte Pincio, um seine vollen Wangen säckeln. Ohnehin hat er

nicht nöthig, wie der Nachfolger Petri, allein zu speisen. Sämmtliche Tobiasshündlein des Quartiers leisten ihm Gesellschaft, will er ja einmal um des guten Verdienstes willen das heimische Mittagsmahl und die stärkende Siesta opfern. Lieber aber reitet er Mittags nach Hause. Unter dem schattigen Vorsprung des ohnlängst noch von Peter Cornelius bewohnten Eckhauses der Via Sifina steht Pepes grauweißes, schmuckes Gelein und harrt geduldig seines Reiters. Es ist wohlgenährt und trägt den glücklichen Bettler trabend durch die Straßen Roms, nicht minder stolz auf seine nach allen Seiten Grüße spendende und empfangende Bürde, als es der Pony sein mag, auf welchem James von Rothschild Abends aus der City nach seinem Landhause hinausreitet. Häufig schließt sich ein blindes Paar dem heimkehrenden Pepe an, ein Alter und ein Mädchen, die in der Nähe der Eselsstation ihren Bettelerwerb haben und denen der Schwanz des Grauthiers zum Ariadnefaden in dem Labyrinth des römischen Volksviertels dient. Man würde dem Reiter indessen Unrecht thun, wenn man ihm seine Ritterschaft als Hochmuth oder Ueberhebung auslegte. Er ist verkrüppelt und durchaus der Fähigkeit beraubt, sich seiner Beine anders als rutschend zu bedienen. Hierin hat er freilich zu einer so großen Fertigkeit gebracht, daß ihm auf seiner Station trotz der Breite des Treppenabfages so leicht kein Forestiere entgeht und finge dieser es auch noch so schlau an, ungesehen und ungegrüßt an dem freundlichen Zöllner vorüberzuschlüpfen. Denn seine Art zu grüßen hat etwas von jenem geheimnißvollen Zauber, um dessentwillen Held Ulysses seine Ohren mit Wachs verstopfte. Buon giorno, Signore! Ja, hunderte sprechens täglich aus und lernen doch nicht den Klang hineinlegen, der in Pepes Munde sich sofort klingend verwerthet. Wenn er den schön gepuzten Töchtern Albions bei helterm Wetter ein fröhliches *bel tempo*, Signore! zuruft, so scheint die Sonne für die nächsten zwei Minuten noch einmal so lustig als zuvor, und während dieser zwei Minuten öffnet sich manches Portemonnaie, das bei zehn vorausgegangenen Anreden geschlossen blieb. So mächtig ist die Wirkung, daß viele Bewohner des eleganten Viertels, um nur nicht täglich in die Tasche greifen zu müssen, sich von Zeit zu Zeit durch runde Summen frei kaufen. Von der Macht, welche Pepe über Herz und Börse der ihm nahe Kommenden ausübt, hat er übrigens selbst ein zu sicheres Bewußtsein, um nicht durch Bescheidenheit diese unumschränkte Herrschaft weise zu zügeln. Er wird nie zweimal grüßen, wenn er das erste Mal seinen Zweck erreichte, oder er wird in einer Weise grüßen, daß der Geber sich im Stillen sagen muß: im Grunde läßt sich doch nirgend Geld besser anlegen. Hat er irgend Gelegenheit, so kehrt er auch den Gefälligen heraus und sucht sich Andere zu verpflichten. Hierzu bietet namentlich der Sonntagnachmittag Veranlassung. Um fünf Uhr ist Nonnengesang. Zwar sieht man die schönen Abgeschiedenen nicht, — ein

Bitter schließt sie ein; aber man hört sie doch, und bei der Dürftigkeit der römischen Kirchenmusik und der Abwesenheit fast aller andern Musik nach beendigter Saison, drängt sich die Fremdenwelt in Menge zu diesem durch das Geheimniß reizenden Genuß. Da zieht es denn in Scharen an Pepe vorbei und gefällig berichtet er seinen Freunden, ob die Kirche schon voll, ob der Gesang schon begann, ob noch Zeit ist, die hohe Kirchentreppe im gemächlichen Schritte zu ersteigen, ob schon diese oder jener drinnen ist. Ja, mit dem „diese oder jener“ verdient so mancher Bettelmann und mehr noch so manches Bettelweib im alten Rom seinen Unterhalt! Wer kanns auch Pepe, dem Schutzempfohlnen des heiligen Giuseppe verargen, wenn er hin und wieder den gefälligen Wegweiser macht, der auf der nahen Passegiata die Spur der schönen Südländerin dem Suchenden verräth, widersteht er doch der Versuchung, sich gleich so vielen seiner Genossen zum lebendigen Briefkasten zu machen, dustige Botschaften für andere aufzuheben und lächelnd den verschwiegenen Vermittler zwischen „dieser und jenem“ zu machen — wer weiß freilich warum er widersteht, — vielleicht nur, weil sein Thron zu vielen Augen sichtbar ist.

Pepe würde in Neapel weniger Glück machen und zwar weil die fröhlichen Bettler dort recht eigentlich zu Hause sind. Sobald man sich an dem Fenster eines der Hotels am Strande von St. Lucia zeigt, grüßen nur halbbekleidete Betteljungen herauf und geben durch die drolligste Fingersprache zu verstehen, daß dampfende Maccaroni zu einem nicht verächtlichen Theile neapolitanischer Genüsse zählen. Die nämliche Geberde verfolgt den Zahlungsfähigen auf der Straße, aber nicht hungerleidend mit dem kläglichem *ho fame* wie zu Rom, sondern neckend und so ausgelassen wie möglich, zumal wenn die bettelnden Possenreißer noch Kinder sind. Wie Kletten hängen diese kleinen Maccaroniliebhaber an des Fremden Fersen. Sie wissen sich bei aller Zubringlichkeit doch fern genug zu halten, um das Weite zu suchen, wenn des Fremden gute Laune nach langer Ausbeutung endlich in nordische Grobheit umzuschlagen droht. In ihrer Rolle bleiben sie aber auch noch dann, und wenn sie aus der Ferne, häufig nach durchaus erfolglosem Zeitverluste, *Adio* rufen und immer wieder im Erzschelmentone, *Adio, a revedervi Adio! Adio!* da gesteht sich der mürrische Fremde nicht selten, daß er selbst von diesen Schelmen sich noch lebenswürdige Seiten aneignen könnte.

Die nämliche Begehrlichkeit nach Maccaroni findet man unter den Schiffern, unter den Lastträgern, eigentlich unter allen Gesellschaftsschichten beider Sicilien verbreitet. Wenn der verstorbene König sich ein Gericht mit Maccaroni in seine St. Carlologe bringen ließ und es bei dem Klange einer rossinischen Cavatine zum großen Entzücken des übrigen Publicums verspeiste, so lag wol ein populärer Köder auf dem Boden der Schüssel, aber ohne allen Zweifel

sagte sein Magen zu dem politischen Fastnachtsstreiche Amen. Die Schiffer, die uns von Capri nach Sorrent ruderten, ermunterten einander durch den Zuruf Maccaro! Maccaro! und dieser spornende Ruf beschleunigte manches Ruder im Golf Neapels. Wenn nicht das Wort Maccaroni gebräuchlich und das „Fidelin“ (Rudeln) ungebräuchlich wäre, so hätte man wenig Mühe den Refrain des bekannten Liedes „O pescator dell' onda, Fidelin!“ zu verstehen. In unserer Verdeutschung: „Mein Schiff treibt auf den Wellen — Fidelin oder gar Fridolin!“ läßt sich der Sinn nicht errathen.

Dadurch nun, daß sich die Devise fast aller neapolitanischen Bittsteller auf ein leckes Essen bezieht, gewinnt dies Betteltreiben eine komische Seite und hilft über die Rehrseite glücklich fort, die sonst so leicht die Harmonie südlichen Lebens stören würde. Unter grüneschmückten Zelten broddeln die Kessel, corpulente Köche mit weißen Schürzen und Mützen stehen rührend, aber durch die gierigen Blicke der Zuschauenden nicht gerührt, vor dem prasselnden Feuer; Alt und Jung, wer nur einen Gran auf die Zahlbank legen kann, läßt sich die gelbweißen Schlangen zutheilen, um sie langen Zugs, die Hand hoch über dem offenen Munde, in den Schlund herabgleiten zu lassen; — welche Fürsprecher berebter Art, um die Vorschläge eines Betteljungen mit halbem Hemde und noch weit halberer Hose zu unterstützen, der da mit Hand und Mund unermülich in der Richtung nach dem paradiesischen Kessel und dem schmunzelnden Koche hinüberdeutet!

Um kein anderes Nationalessehn wird gebettelt, so viel es deren auch gibt. Gefrorenes speist jeder gern, und gezuckerter Schnee mit etwas Zitronensaft ist ein Volkslieblich, der bei keinem Feste fehlen darf. Aber gebettelt wird nicht feinetwegen. Ebensovienig um jene kühlenden Wassermelonen mit rothem Fleisch, von denen ein neapolitanisches Sprichwort sagt: Si mangea, si beve, si lava la faccia d. h. sie dienen zum Essen, zum Trinken und — zum Waschen des Gesichts.

Im Römischen hört man seltener Bettelgesuche dieser Art. „Date che cò!“ oder einfach „Signo', che cò!“ d. h. qualche cosa. Dieser Ausruf ist neben dem Hungerrufe „ho fame, per la madre di Dio!“ die gewöhnlichste Phrase. In Terracina und Cisterna bettelt so ziemlich jedes Kind, häufig im Angesicht ganz wohlgekleideter Eltern, die grüßend vor ihrer Thüre sitzen. In die neue Kirche von Terracina folgte uns bei unserm ersten Verweilen in dieser Stadt ein Haufe von etwa dreißig Kindern und erwachsenen Mädchen, die mit ihrem che cò lachend und lärmend unsere Gesellschaft umdrängten, und zwar so, daß sich der Baumeister gezwungen sah, seine Arbeiter zur Räumung der Kirche herbeizurufen. Bei aller Heiterkeit, die solcher Scene in Italien eigen ist, ereignet sich doch nicht selten, daß sich die Hand eines angehenden Rinaldini bei Gelegenheiten dieser Art in eure Tasche verirrt und Dinge entführt, die ihr

hinterdrein in allen Geheimsäckern eurer Koffer und Mantelsäcke vergebens wiederzufinden sucht. So ging es uns schon in Rom's Corso, nicht minder im Palaste Cenci, im römischen Ghetto, zu Zeit als Overbeck noch daselbst wohnte. Die Laune des Zufalls fügte es, daß der Entführer statt des erstrebten Taschenbuchs ein deutsches Büchlein eroberte, an dem ihm wenig liegen mochte.

Hin und wieder schämt sich ein Italiener dieses Betteltreibens seiner Landsleute. In Livoli z. B. versagte ein Mann die uns Umzingelnden mit den heftigsten Scheltworten. „Brutti ribaldi! Bricconacci!“ und seine Augen sprühten vor Zorn.

Selten entsetzt sich aber über dergleichen ein Bewohner der nämlichen Gegend. Im Tadel des Neapolitaners ist schon der Römer nicht mundauf, im Verspotten des Römers wieder der Florentiner; dieser findet im Turiner oder gar im Genueser seinen Censor und so geht es von einer Hauptstadt zur andern fort, wobei der Dialektunterschied wieder ein Gegenstand der Geringschätzung wird, dessen sich jeder nach Möglichkeit bemächtigt.

Am meisten befremdet den Nichtitaliener das Handausstrecken wohlgekleideter Mädchen, z. B. in Albano, Genzano, Ariccia und nicht minder in Sorrent und Amalfi. Gewöhnlich geschiehts lachend und neckisch, häufig genug im Gefolge irgend eines stark geschminkten Bewunderungsausruufs. „O che bella Signora oder che bei occhi, Schmeicheleien, mit denen die Italienerinnen freigebiger sind, als es deutschen Ohren wohlthut. Greifert sich dann der Fremde und meint es sei vergogna, daß so schöne Geschöpfe in so buntem Aufpuß und mit so zierlichen Händen nach Kupfergeld Verlangen tragen; so überzeugt ihn bald die Heiterkeit, welche er erregt, daß die ganze Schelmerei nichts wirklich Geldgieriges hat, daß von Betteln in unserm Sinne nicht dabei die Rede ist und daß man Zuluftaffern oder Feuerländern, die nach Glas und Spiegeln die Hände ausstrecken, ebenso füglich zürnen könnte als diesen weiblichen Terminanten.

Hierbei muß man sich, um eine so verbreitete Unsitte nicht unrichtig aufzufassen, erinnern, daß die katholische Kirche die Erzieherin des italienischen Volkes ist und daß ihr Beispiel ihm täglich Nachahmung predigt. Dieselbe Renella oder Ninina, welche eben den vornehmen Forestiere zu einem freiwilligen Darlehen auf schwindende Fonds zu bewegen versuchte, spendete wenige Augenblicke vorher ihren Gran oder ihren Mezzo Bajocco dem Schutzpatron, dessen Kapelle den Eingang zu ihrem Städtchen oder Dorf behütet. That sie nicht in Kupfer, so geschahs in Gestalt eines Mocolo, einer Kerze, die sie ihm anzündete, oder sie schmückte ihn gleichviel auf welche Weise. Was Wunder, wenn sie in der Gesellschaft von Heiligen, deren Bedürfnisse nie ein Ende nehmen und denen jede Gabe erwünscht ist, selbst ohne Arg bitten und

empfangen, wie die Kinder sich nicht der Wohlthaten ihrer Eltern schämen. Per St. Antonio, per la Madonna oder per la madre Dio heißt ja doch immer, so oft man fragt, was das durchs Kapellgitter hineingeworfene Geld dort am Boden soll? Die Mutter Gottes oder der Heilige solls haben. Es sorgen schon Hände genug dafür, daß die Spenden nicht zu lange liegen bleiben. So hats denn die Madonna genommen und da sie nach wie vor die Hände faltet, wird nächstens eine neue Gabe nöthig sein. Von den Kanzeln wird die nämliche Entäußerungslehre gepredigt. Da citirt man die alten Communisten St. Ambrosio, St. Gregorio, St. Basilio und die vielen Kirchenväter, welche den Reichthum verdamnten, die Armuth lobpriesen, besonders den heiligen Ambrosio führt man gern im Munde, weil er die Gläubigen ermahnte, gleich den Vögeln nicht zu ernten und nicht zu sammeln; denn Bibelwort wird erst in der kirchenväterlichen Verdolmetschung zu Citaten brauchbar. Hat man vollends einen Bettelpfleger wie den verstorbenen Pa-lermitaner, Prinzen Palagonia, in seiner Nähe, der täglich an die dreihundert Arme speiste, so ist ein Rückhalt für die gepredigte Sorglosigkeit zur Hand, und die Arbeit im Hause wird um so leichter der Unterhaltung im Kirchenschiffe nachgesetzt. Der vorzügliche Jesuitenredner Pater Curci war der einzige, den wir gegen das Versäumen der häuslichen über den kirchlichen Pflichten eifern hörten. Sonst fragt kein Prediger danach, was daheim halb oder gar nicht besorgt wird, wenn nur zahlreiche Zuhörer zusammenströmen, wo im Freien oder in der Kirche der Priester auf der Kanzel steht. Im Allgemeinen, man muß es nicht verkennen, ist die Theilnahme so untergeordneter Art, daß der Prädicant völlig in die Luft spräche, wollte er auch noch die wenigen Anwesenden an ihre häuslichen Pflichten erinnern. Besonders im Kolosseum fällt die Winzigkeit dieser ambulanten Gemeinden auf.

Wenn am Donnerstag Nachmittag ein Bettelmönch vom Kloster Ara Coeli ins Forum hinabsteigt und gefolgt von freiwilligen Vermummten irgend einer Bruderschaft, sich ins Kolosseum begibt, um von der dortigen Holztribune zu predigen, so erstaunt man über den riesigen Rahmen, den sich dies Miniaturbildchen wählte. In einem Prachtbau, der vor Zeiten 90,000 Zuschauer, das ist so viel wie das halbe jezige Rom, beherbergte, schrumpft das Häuslein alter Weiber und zufällig Vorübergehender, die dem Bettelmönch ihr Ohr gönnen, fast zur Null zusammen. Aber allenthalben ist nicht so schlecht mit der Zuhörerschaft bestellt. Recrutirt sich die letztere bei gewöhnlichen Veranlassungen meistens aus solchen, deren bürgerliche Stellung schon manche Aehnlichkeit mit der des predigenden Baarfüßlers hat und gehen sie vom Beten zum Betteln über, sobald ihnen ein Gutgekleideter nahe kommt, so ziehen die vielen Kirchenfeste doch fortwährend eine Menge Leute von der Arbeit ab, welchen daheim ein

Rock unterm Bügelseisen verbrennt, ein halbfertiger Stiefel auf dem Schusterbock verschimmelt, ein Faß wieder aus den Fugen geht, weil es an Zeit fehlte, den letzten Reif ihm umzulegen. Das letzte Jubeljahr zu Ehren der heiligen Anna oder eigentlich zu Unehren ihres vermeinten Ehegatten, des heiligen Joachim, bot an solchen Festlichkeiten einen Ueberfluß, der fast alles Geschäft zur Ruhe verurtheilte. Die meisten Kirchen verkündigten außergewöhnlichen Ablass, der billiger erlassen werden sollte, als sonst der Fall war, — gleichsam um damit zu räumen. So kündigte die Kirche Jesu und Maria im Corso ein Triduum zum 2. 3. und 4. Februar an. Um 10 Uhr war allemal Messe, um 3 $\frac{1}{2}$  Uhr Nachmittags Predigt. Wer keine Messe noch Predigt versäumte und auch beichtete, erhielt Indulgenza plenaria, das nämliche vielversprechende Wort, was an den meisten Kirchen Roms als Empfehlung über der Hauptthüre zu lesen steht. Wer eins oder das andere besuchte, der mußte sich mit sieben Jahren partieller Indulgenz begnügen; und siebenjährige Befreiung von der Quarantina erwarb, wer zwei Drittheile dieser Andachtsübungen mitmachte. Uebrigens versprach der Anschlagzettel keine Mußk und da andere Kirchen hierin weniger knauserten, so blieb die Kirche Jesu und Maria ohne Ueberfüllung. — St. Maria in Campitelli hielt am 4., 5. und 6. Februar um 10 Uhr Vormittags pontificale Messe, Nachmittags Predigt und lauretanische Litanei, am 7. Februar ward zu Nachmittags 4 Uhr Vesper und Plno Ambrosiano verheißt. Diese Programme nämlich verkündigte man im Voraus durch Maueranschläge. Bei einigen Ablasverheißungen fanden auch die Todten noch Berücksichtigung: Indulgenza plenaria, hieß es da, applicabile ancora ai defonti in tutti e ciascun giorno dell' anno, per concessione speciale della S. S. di Papa Pio VI. — Die Kirche St. Maria in Monterone hatte die fünfte Nachmittagsstunde vom 9. bis 11. Februar für Predigt und Vesper festgesetzt; am 12. Februar schloß ihre Feier durch eine Missa cantata, dann durch eine Predigt, und endlich durch den ambrosianischen Lobgesang, der, beiläufig gesagt, gleich den Litaneien, nur durch sein Alter interessirt. — In Cosmo St. Damiano am Forum dauerten die Festlichkeiten vom 10. bis zum 18. Februar. In einigen Kirchen verband man mit der Feier Almosenvertheilungen; in St. Marcello z. B. erhielten zwölf arme Familien Betten. Es hätte nicht schaden können, wenn der beispiellose Glanz der Immaculatafestlichkeiten in allen Kirchen Roms einen Theil seiner Würde ähnlichen Wohlthätigkeitsacten entlehnt hätte. Die Wachskerzen selbst in kleineren Kirchen waren kaum zu zählen. In der Chiesa dei Apostoli allein zählten wir vierzig Kronleuchter. Die größte Verschwendung wurde indessen der Ausstattung an Draperien und prachtvollen Sammetvorhängen zugewendet. Die meisten Altare hatten glühendrothe Sammetbaldachine erhalten, welche bis fast an die Decke des Mittelschiffes reichten und sich an den vielen Seitenkapellen im

Kleinen wiederholten. Man glaubte in lauter strahlenden Lustgezelten einher zu wandern und der Arbeiter fand begreiflicher Weise viel mehr Vergnügen daran, in diesen geschmückten Räumen zwischen gaffenden und lichtgeblendeten Weibern und Männern jeden Alters und Standes umher zu schlendern, als daheim in der thranerhellten Werkstatt die Arme zu ermüden. Kam noch volle Orchestermusik hinzu, so war des Gedränges kein Ende. Die große, akustisch günstig construirte Chiesa nuova, unweit des Liebhabertheaters des Prinzen Casarini, leistete in dieser Beziehung das Meiste. An drei Nachmittagen war große Musik von 4 bis 6 $\frac{1}{2}$  Uhr. Capocci dirigitte und die Castraten des Papstes, unter andern Mustapha und Pasquolino, waren mit hinzugezogen, so daß an den ersten zwei Tagen zwei Chöre zu je zwanzig Sängern beisammen waren. Links und rechts vom Altar sah man sie sammt dem Orchester auf zwei hohen Balcons des Querschiffes; jeder Balcon hatte seine Orgel. Am dritten Tage kam noch ein Chor hinzu, welcher dem Altar gegenüber, hoch über der Hauptthür angebracht war. Die Musik bot ein Gemisch von alten und neuesten Meistern und war eigentlich eine Art heiliges Potpourri. Pausen wurden nicht gemacht oder doch durch Orgelstückchen im raschesten Staccato ausgefüllt. Große Kräfte und geschmacklose Wirkungen. — Besonders thaten sich die Jesuiten bei diesen Festfeiern hervor. Sie statteten durch große Bilder und Transparente die unscheinbarsten Räume aus, und man staunte über die Reichhaltigkeit der Darstellungen im Thierbudengeschmack, die plötzlich ganze Plätze z. B. denjenigen gegenüber der Kirche Jesu, in Bilderausstellungen umwandelten. Die Madonna, auf dem Halbmonde stehend, bot nur zum Theil den Stoff zu diesen Kunstgebilden. Das alte Testament hatte auch sein Contingent gestellt, und auf einem ungeheuren Stücke Leinwand der Jesuitenkirche gegenüber, griff Potiphars riesengroßes Weib, halb aus dem Bette sich aufrichtend, mit häßlicher Begehrlichkeit nach dem flüchtenden Joseph. Man wird vielleicht solche Scenen nicht viel mehr geeignet halten Andacht zu erwecken, als die Darstellung der badenden Susanna, von den Richtern überfallen, wie sie in St. Susanna fast eine ganze Mauerwand bedeckt. Dennoch muß man zugeben, daß, wenn es überhaupt möglich war, die Concezione immacolata zum Gegenstand ernstlicher Untersuchungen zu machen und während eines ganzen Jubeljahrs darüber von allen Kanzeln mit eingehender Breite zu predigen, kein Grund vorhanden ist, biblische Stoffe von der Hand zu weisen, die geeignet scheinen, dem Mirafel eine grobsinnliche Folie zu geben. Auch die Transparentinschriften dienten dem nämlichen Zweck. Unweit der Domincanerkirche sopra Minerva, wo die Büchercensur betrieben wird, lasen wir:

Ne timeas, Maria,

Invenisti gratiam apud deum.

Tota pulchra es, Sancta & purissima

Immaculata in concezione.

Ave Maria plena dominus tecum.

Dei para inventa sum: ergo immaculata. u. s. w.

Dasselbe geheimnißvolle Thema varirten unzählige Transparente in allen Theilen der Stadt.

Während nun das Volk zu diesen Schaugeprängen seine Opferpfennige herbeischleppt und seine Arbeitsstunden unterbricht, wird es auf andere, minder unterhaltende Weise zu Leistungen herbeigezogen, welche ihm wiederum die Lehre von der Besizentäußerung handgreiflich zu Gemüth führen. Wo Bettelklöster sind, sieht man am besten, wies dabei hergeht. In Sorrent z. B. sandten unsere lieben Nachbarn, die Kapuziner, alle Morgen ihren sammelnden Bruder auf den Markt. Er hatte einen großen Zwerchsaß um die Schultern, wie ihn die Bettler des Mittelalters trugen, damit vorn wie hinten hineingelegt werden könne. Mit den freiwilligen Gaben war es indessen nichts und so nahm der braune Bruder denn, was ihm eben dienlich schien, hier eine Cocuzze, dort einen Galinaccio, eine Handvoll röthlicher Broccoli, einige Bund Spargel und was ihm sonst noch für den Gaumen seiner Bruderschaft brauchbar dächten mochte. Eine sorgliche Hausfrau kann nicht umsichtiger zu Werke gehen, als der Bruder Mönch bei solchen Gelegenheiten verfuhr, nur daß er noch den Vortheil hatte, allenthalben schuldig bleiben zu dürfen. Da er nahm und nicht bettelte, so war im Grunde des heiligen Mendicantenstifters ursprüngliche Idee wol nicht mehr richtig durch ihn personificirt, und man hätte süglich wie das alte Weisethum sagen können: „Dies ist keine Zinssteuer, sondern eine ordentliche Raubsteuer.“ Abgaben anderer Art wurden größtentheils auf minder eigenmächtige Weise beigetrieben. So gab z. B. das Fest des Klosterheiligen Anlaß zur Einsammlung von freiwilligen Gaben, — freiwillig, insofern nur der Gewohnheitszwang und die Offenlichkeit der Controle die Stattlichkeit der Spende beeinflussten. Tags vorher schon erhoben sich Triumphbögen von Lorbeer-, Myrthen- und Citronenlaub vor dem schmucken Kirchlein. Eine Militärmusikbande kam aus Neapel herüber und spielte anfangs in der Kirche, dann in den Straßen Polkas, Walzer, auch ganze Abschnitte verdischer Opern, besonders den Hammer- und Amboschor aus dem „Fiedling“, dem Trovatore. Während draußen gepiffen und getrommelt wurde, etwa im Geschmack unserer umherziehenden Bergwerksspielleute, sammelte ein Kapuziner in den Häusern, den Teller in der Hand. Dies war das Vorspiel. Tags darauf wuchsen in des Klosters Nachbarschaft Buden und Zelte aus der Erde. Man verkaufte Backwerk, Rosenkränze, Tritti, Granito, Eiswasser und schrie seine Waare aus, so lange die Sonne am Himmel stand. Neben dieser Industrie, welche den Messdienst überlörnte, ging die kirchliche Feier. Die große Trommel erschütterte die Gurten und Kappen des Kirchengewölbes, die

Trompeten wetteiferten mit den Ausrüfern; die kleinen Messner klingelten, als seien Altarglöckchen nicht auch gebrechlich wie alles Irdische. Endlich, da mit dem Crescendo nicht weiter zu reichen war, löste man die etlichen vierzig Böller, welche in zwei Reihen vor der Kirche eingegraben waren, und trug mit dieser Peletonsalve sowol dem Heiligen wie dem bösen Geist des Gestankes seinen Tribut ab. Schon Seume erwähnt dieses Andachtsfeuern. Es scheint sich wie so vieles andere im letzten halben Jahrhundert nicht verändert zu haben. Wenn man bedenkt, daß einst auf diesem selben Grund und Boden ein Vestempel stand, daß vor Zeiten „seit von des Opfermahles Schmauß“ der Tyrhener bei festlichen Gelegenheiten die elfenbeinerne Flöte blies, so findet man Anknüpfungspunkte, die erklärlich machen, daß man dort noch immer lärmt, wo wir, die Nachkommen anderer Götter, uns mit „verschleiertem Haupte“ der Sammlung befeßigen.

Kaum hat sich der Pulverdampf verzogen, so setzt sich die Procession in Bewegung. Die Massaren der Umgegend, welche bei der Entwaffnung von 1849 ihre Büchsen sofort gegen ein Billiges von den entwaffnenden Soldaten wieder einkauften, knallen so lange das Rohr nur halten will. Weißgekleidete kleine Mädchen, mit Blumen und mit allen in der ganzen Verwandtschaft nur aufreibbaren Uhren geschmückt, stolziren vielbewundert hinterdrein. Man schleppt Fahnen, Tücher, Kreuze, den Heiligen in effigie, und was sonst noch die Kirche hergibt, umher und ist sehr guter Dinge, wenn aus den Fenstern nach Landesfite ganze Wolken von Goldregenblumen auf den bunten Zug herabstäuben. Da die milden Gaben bei diesem Anlaß am besten dem kittelnden Auge Aller Preis gegeben werden können, so wird bei jedem Hause angehalten und das dem Kloster Zugedachte gesammelt. Da gibt es denn Geld, Drangen, Limonen, Seidencocons, Wachslichter und was sich nur in Truhe und Kasten findet; der Mönch nimmt alles und verhandelt wieder, was er nicht selbst verspeisen oder verwenden kann. — Den Schluß des heiligen Festes macht ohne Ausnahme ein Feuerwerk, bei dessen Knattern und Prasseln leuchtende Luftballons von Papier in die Nachtlust steigen. Ost sieht man ste noch nach Stunden über den Drangenwäldern und über dem Meere schweben und den umliegenden Ortschaften als Boten des beendigten Festes dienen.

Schaut man sich das Innere solch eines Klosters an, so findet man meistens zu dem bunten Zifferblatt des äußern Gepränges den Gegensatz, ein Räderwerk, nüchtern und grob wie das einer schwarzwälder Uhr. Den poetischen Hauch muß der Beschauer selbst hinzuthun, wenn anders nicht Umgebung und zufällige Beleuchtung einen trügerischen Schimmer auch der handwerksmäßigen Kuttengenossenschaft geben. Die Räume des besprochenen Kapuzinerklosters sind ohne architektonischen Werth und so auch die Bilder ohne malerische Bedeutung. Frauenabbildungen waren meistens vermieden, doch

hatte sich eine büßende Magdalena eingeschlichen, welcher, um der guten Brüder willen, etwas züchtigere Verhüllung zu wünschen gewesen wäre. Der Garten war baumlos, fast nur zum Gemüsebau eingerichtet. Ueber jeder Zellen-  
thüre fand sich ein colorirtes Papierbild der Madonna, und unter demselben in Buchstaben eine der unzähligen Eigenschaften, mit welcher die südliche Phantasie Maria ausgestattet hat. Frühmorgens, dann vor dem Mittagmahle, dann wieder nach beendigter Siesta, endlich um Aye Maria und zu guter Letzt noch um Mitternacht hörte man den Kapuzinergesang. Er bewegte sich von der Tonica nach der Dominante hin und her, war kurz, rhythmisch trocken und immer der nämliche. Die Mönche sahen meist gelangweilt, noch häufiger seelenlos aus. Einige waren Söhne der Landleute in der Umgegend; andere hatten sich nach Erwerbung der rohesten Schreibvorkenntnisse aus allerhand Beschäftigungen in den gesicherten Klosterhafn gerettet; noch andere blieben wegen völliger Unwissenheit dienende Brüder. Der Schalk saß wol den wenigsten im Nacken. Das schwächere Geschlecht, den Mönchen doch noch zu stark, war durch die Ueberschrift Clausura von dem Eintritt in das Kloster abgesperrt, belagerte den Eingang desselben jedoch in allen Lebensaltern, meist um Almosen oder Küchenabfall bettelnd, wie denn die Klöster immer eine große Menge Bettler durch Suppenvertheilung an sich ziehen. Ueber einer Clausura in der Nähe von Amalfi lasen wir: „Nie betritt ein weiblicher Fuß diese heilige Schwelle!“ Man wird an eine gewisse Fabel erinnert, in welcher die Ruhmredigkeit Verdacht erweckte.

Unsere Nachbarn, die Kapuziner, theilten die allgemeine Mönchsßcheu gegen die Einblicke Unerufener. Es besteht ein neapolitanisches Gesetz, welches Strafen über das Hineingucken in Nonnenklöster verhängt. Um präventiv wirken zu lassen, hat man den Nachbarhäusern Fensterladen zugelegt, so zwar, daß eine eiserne Platte sich zwischen das Kloster und jedes in dessen Richtung gelegene Fenster einschiebt. Nach und nach haben die Mönche gleiche Vorkehrungen durchgesetzt und unsere ehrwürdigen Nachbarn duldeten aus gleicher Befugniß keine platten Dächer in ihrer Nähe. Weil sie einen „leisen“ Schlaf zu haben behaupteten, durfte ihr Nebenmensch auch von 1 bis 3, d. h. während sie Siesta hielten, von seiner Hausthürglocke keinen Gebrauch machen. Einige von ihnen waren große Feigenliebhaber und ritten zur Zeit der Reise gern nach Massa. Hatten fremde Damen das Unglück, dem Esel eines solchen klösterlichen Feinschmeckers zu begegnen, so mußten sie, wenn sie beritten waren, ausweichen und es kam einige Mal vor, daß der Mönch das Eslein der Reiterin mit eignen Peitschenhieben zum Ausweichen zwang. Im Uebrigen waren sie unschädliche Gefellen, denen man, in einiger Entfernung von ihren duftenden Kutten, nicht böse zu sein brauchte.

Die meisten Bettelklöster, die wir besuchten, boten verwandte Züge mit

den geschilderten. Sie stehen dem Volke sehr nah und ihr Einfluß, wenn auch wenig Berechnung hinzutritt, ist groß. Man weiß, daß sie in frühern Zeiten häufig die Zufluchtsstätte von Räubern und Mördern waren und überhaupt die Hefe des Volks in nicht weltlichem Gewande vertraten. Vor 200 Jahren ließen sich selbst die Benedictiner über ähnlichen Sympathien ertappen. Die Mönche von Monte Vergine in Apulien theilten, nach des damaligen Nuntius eigenem Bericht, den Raub mit den ihnen befreundeten Banditen, dienten ihnen als Briefträger und veranlaßten, daß der Nuntius den spanischen Vicekönig bewog, freigebiger mit Plätzen auf Strafgalereen zu sein. „Die Galeere,“ sagte der Nuntius, „rettet manchen Mönch vor dem Galgen.“) Noch vor 12 Jahren sollen, wie man uns erzählte, in den Abruzzen verkappte Kapuziner das Räuberhandwerk getrieben haben. Ihr jetziger Oberer, vielleicht der einzig wahrhaft schöne und ehrwürdige Kopf im ganzen Collegium der Cardinäle, hält strenge Zucht, doch reicht sein Arm nicht in alle Fernen.

17 Berücksichtigt man nun, daß der Italiener, was immer Herr von Rayneval auch über die niedrige Besteuerung des römischen Volks sagen möge, durch Kirche und Bettelklöster zu Leistungen aller Art unablässig herbeigezogen wird, daß z. B. im Neapolitanischen die Sammlungen für die Erlösung aus dem Fegfeuer an beliebige alte Weiber oder Männer districtweise verpachtet werden, die nun aus ihrer Pachtindustrie möglichst viel heraus zu bringen suchen, und daß noch unzählige andere Bettelvorwände von kirchlichen Werkzeugen fortwährend, und als längst durch den Gebrauch geheiligt, ausgebeutet werden, so muß man dem betenden und bettelnden Italien Nachsicht gönnen und nicht im Nationalcharakter allein die Erklärung suchen, um eine Unsitte zu begreifen, welche die dortige katholische Kirche recht eigentlich groß zieht.

Ohnehin gibt es Gegenden genug, die, von der Heerstraße und dem Fremdentreiben nicht berührt, auch nicht das Laster des arbeitsscheuen Geldheischens zur Schau tragen. Kommt man tief ins Gebirge, sei es im Römischen oder Neapolitanischen, so findet man die unbegreiflichste Bedürfnislosigkeit, aber dabei Gastfreundschaft, und die katholischen Pfarrer hier in diesem Punkte nicht die letzten. Schon in Städten wie Postitano kann es Einem begegnen, daß weder Brot, noch Fleisch aufzutreiben ist, höchstens Maccaroni und Wein, außer den immer reichlichen Früchten; und selbst bei wohlhabenden Ackerbürgern findet man so schlecht bestellte Vorrathskammern, aber dabei alle Geneigtheit, das Wenige mit dem Gaste zu theilen. Wo das Betteln durch Verarmung, schlechtes Beispiel und Fremdenalmosen eingerissen ist, zeigt sich sehr häufig noch die Absicht des Italieners, die Gabe auf irgend welche Weise abzuverbienen. Was mit klappernden Blechbüchsen als pri-

\*) Die Carafa von Maddaloni, von A. v. Neumont.

vilgirtes Straßenorchester vor den Kirchthüren sitzt, blind, lahm oder wie immer verkrüppelt, verrichtet unablässig Bettelmessen und läßt den Rosenkranz höchstens auf einen Augenblick aus der Hand, wenn z. B. auf dem Capitol der Acquavitaverkäufer mit seinem schlimmen Feuerwasser die Runde macht. Auf der neuen Brücke von Ariccia bieten die Bettelnden Marmor- und andere Steinsplitter dem Vorübergehenden an. An der Hundsgrotte, an den Wasserfällen von Terni kommen die Bittsteller mit Blumensträußen; der Eremit im Kolosseum wird nicht unterlassen Gelbveiglein anzubieten, sobald sich die Trümmer des alten Baus mit den goldnen Frühblumen schmücken; in Atrani, wo Abends alle Beleuchtung fehlt, sind Kinder mit Lume, Lume! bei der Hand, um dem Fremden durch das schmutzige Straßenwirrsal mit dem Lichtstumpf als Führer zu dienen; und sitzen in Capri Mädchen auf den platten Dächern und regen sich in ihnen Bettelgelüste, so nehmen sie das Tambourin zur Hand und lassen sich nicht lange nöthigen, die Tarantella zu tanzen; am Strande von Baja möchten die Jungen für ein Billiges ihre Fertigkeit im Tauchen zur Schau stellen; auf der Solfatara schleppen sie Steine herbei, um durch Niederwerfen derselben den Boden klingen zu machen; auf dem Besuv verführt die italienische Beredsamkeit selbst geschworne Eierhasser, ein frisch vom Schwefelbampf gesottenes Ei zu kosten; zwischen Conca und Amalfi bleibt jedes Mädchen, jeder Bursche wie eine Bildsäule stehen, sobald sie aus Bleistift und Skizzenbuch des Fremden die Aussicht gewinnen, ihm Modelldienste zu thun; in Scala und Ravello leiht jeder sofort Stühle her, um seine Absichten auf die ausländische Börse durch eine Gefälligkeit milder auszudrücken; ja, wenn es auf schlechten Wegstrecken regnet, wie es uns unweit Capua geschah, so finden sich dienstfertige Ohnehosen, welche dem Veturin als Pilot zwischen den Tiefen und Untiefen des aufgeschwemmten Bodens voraustraben und in jede Pfütze hineintreten, um deutlich zu machen, daß es sich besser neben ihr, als in ihr kutschirt.

Dieses Bestreben, sich im Kleinen und für ein Billiges nützlich zu machen, ist vorwiegend neapolitanisch, kommt aber auch in andern Gegenden oft genug zum Vorschein. Es hängt mit jenem, von Goethe schon gerühmten Thätigkeitstrieb des Neapolitaners eng zusammen. Es gibt nichts Abgerisneres als so einen armen Teufel von Ragazzo, wie ihn jeder neapolitanische Kutscher auf irgend eine Weise an seinem Käderkasten unterbringt, aber es gibt auch nichts Geschäftigeres, Dienstwilligeres. Alle Vorübergehenden ruft er an, allenthalben hat er seine Augen, und passirt es ja, daß ein anderer Kutscher dem Wagen, welchem der Ragazzo dient, zu nahe kommt, so sicht er, groß oder klein, mit der Peitsche seines ruhig auf dem Sitze verbleibenden Brotherrn die erbittertsten Kämpfe gegen den Widersacher aus.

Der nämliche Thätigkeitstrieb erklärt die uns ungewohnte Erscheinung,

daß Bäuerinnen bei ihren Stadtwegen im Gehen stricken, wie man ihnen fast allenthalben in Italien begegnet; in Florenz sieht man sie Hüte flechtend weite Strecken wandern.

Um eine Summe zu ziehen, dürfen wir endlich nicht unbeachtet lassen, daß es unter milden Himmelsstrichen schwerer hält als bei uns, Kranke und Arme in Häusern festzuhalten. Das große Albergo dei poveri in Neapel ist gewöhnlich bei weitem nicht gefüllt, weil sich viel besser auf der Straße lebt, als selbst in jenem schöngelegenen Wohlthätigkeitspalaste. Daß man auch den vielen syphilitischen Kranken gestattet, sich dem Mitleiden aufzudrängen, ist in keiner Weise zu rechtfertigen. Krüppeln und Armen aber würde man durch das, was bei uns Wohlthat ist: — Unterbringung in geschlossenen Räumen, das Dasein sehr verdüstern, denn alles lebt und webt ja im Freien und selbst die Gefangenen bringt man gern in Räumen unter, wo sie mit dem lebendigen Treiben draußen in stetem Zusammenhang bleiben.

## Literatur.

**Romane.** — Soldatengeschichten für das Militär und seine Freunde. Von F. W. Hackländer. Vierter Band. Stuttgart, Hallberger 1857. — Die kleinen Bilder machen durchweg einen heitern und wohlthuenden Eindruck. Das Garnisonleben, die militärischen Uebungen und was sonst dazu gehört, ist mit jener Sachkenntniß und jener lebendigen Anschaulichkeit dargestellt, die Hackländer so sehr vor den übrigen Genremalern auszeichnet. Wenn die in diesem Rahmen eingewebten Liebesabenteuer weniger Interesse erregen, so treten sie doch so bescheiden auf, daß sie nicht stören, und wenn die verschiedenen Figuren der Handlung auch durch die Uniform etwas Gleichförmiges erhalten, so haben sie doch immer so viel Physiognomie, daß man sie leicht unterscheiden kann, und zeigen so viel Behagen an ihrem Stand und an ihrer Thätigkeit, daß sie nicht bloß für sich selbst, sondern für den Soldatenstand im Allgemeinen Interesse erwecken.

Der Armuth Leid und Glück. Roman von Julie Burow. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1857. — Die Verfasserin hatte früher in jener leichten Gattung, die dem allgemeinen Lesebedürfniß entspricht, und die mit Verstand und richtiger Empfindung dem wirklichen Leben seine guten Seiten abzugewinnen weiß, Beifallswürdiges geleistet. Mehr und mehr scheint aber der Geist der Mystikliteratur Herr über sie geworden zu sein, und das vorliegende Buch können wir nur als eine arge Verirrung beklagen. Eine solche Häufung von Verbrechen und Schandthaten findet man kaum bei G. Sue, und man wird hier nicht, wie bei diesem Schriftsteller, durch den Glanz der Phantasie geblendet. Wie eine gebildete Frau an diesen wüsten Scenen des Glends, des Verbrechens, des Lasters und der Verrücktheit Geschmack finden kann, ist unbegreiflich. Dem verzerrten Inhalt ent-